

Vom alten Cordulaplatz

Autor(en): **Kappeler, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujaersblätter**

Band (Jahr): **44 (1969)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-322995>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom alten Cordulaplatz

Dem alten Platz war nicht zu helfen, trotz Denkmalschutz und trotz einer Gemeinderesolution auf «ungeschmälerte Erhaltung». Wie wollte man denn ungeschmälert erhalten, wo schon die Urgroßväter barbarisch geschmälert hatten? So sagte man sich am zuständigen Ort. In Aarau gingen die Reißschiene ans Werk und zogen durch Badens Altstadttrand am Cordulaplatz einen klaren Strich. Ohne die Vorarbeit unserer spanischbrötlibahnbesessenen Altvorderen von 1846 und späterer Unglücksfälle wären 8 Häuser und 3 Türme umzulegen gewesen. So aber blieben gerade noch 4 Häuser und kein Turm mehr. Ein fünftes Haus zog sich mit halbem Abbruch knapp aus der Affäre. Gerettet wurde auch mit vieler Mühe eine alte Brauerei auf der Gegenseite, ein schwärzlicher Kasten aus der Gründerzeit; zentimeterknapp ging es an ihr vorbei.

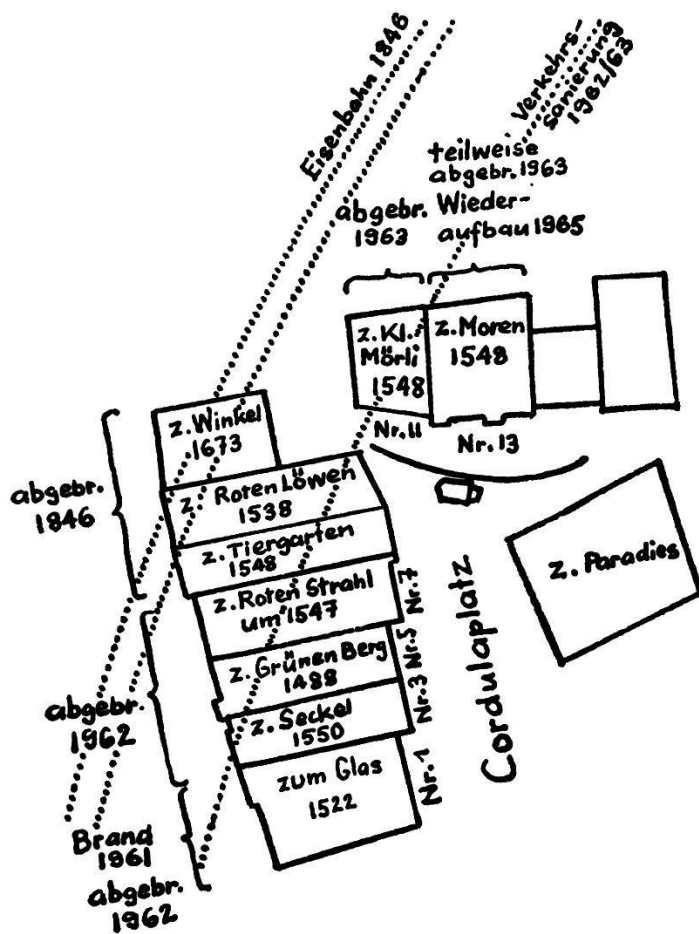
Das neue Stadtmodell von Haberbosch/Wehrle im Landvogteischloß-Museum (siehe Njbl. 1965, S. 44/45), welches die Bauverhältnisse um 1670 zeigt, gibt uns eine Vorstellung vom Aussehen des einstigen Cordulaplatzes. Dieser gehörte ohne Zweifel zu den grandiosesten Platzszenarien weitherum: wo vor dem endgültigen Debakel des Jahres 1962 die Lücke von 1846 durch niedere Schreinerei- und Schopfbauten längs dem Voreinschnitt zum Bahntunnel notdürftig gestopft war, steigt im Modell die schmalgesichtige hohe Westfront des Platzes bis in den Schloßberghang hinauf, endet im stolzen Staffelgiebel der ehemaligen Stadtkanzlei, lenkt den Blick noch höher hinauf, über die getreppte Wehrmauer zum Waghalturm und zu den Schloßbastionen ob den Rebhängen. Die alte Kanzlei liegt in der Zeile etwas zurück, und so kann dort der Auslauf der Oberen Gasse, das «Bergli» mit dem Brunnen an seinem Mauerfuß, in einem lauschigen Winkel enden.

Es liegt in der menschlichen Natur, bei passendem Vorwand lieber ganz zu beseitigen, was gesamthaft nicht mehr so recht zu befriedigen vermag, als die Bruchstücke wieder in eine Harmonie einzufügen, was Einfühlungsvermögen, Vorstellungskraft und Mittel erfordert. Zur Frage der Mittel: Welche ungeheure Summen gibt Baden aus, um sich auf der Höhe der Wohlstandszivilisation zu halten – wäre ein kunstsinnig erneuerter Cordulaplatz als Ruhepunkt und Stimmungswert nicht doch auch noch in diesen Riesenkomplex einzubauen gewesen? Ein Vorschlag, dem Cordulaplatz bei der Verkehrssanierung sein bergseitiges Hintergelände zurückzugeben (indem die Tunnelmündung

hervorgezogen und die natürliche Hangneigung darüber wiederhergestellt worden wäre) und den Altbestand an Häusern wenigstens gegen den Platz hin vollständig zu schonen – also den Weg für eine harmonischere Ergänzung offenzulassen –, erhielt kurz und gut das Prädikat einer wirklichkeitsfremden Fantasterei und eines mangelnden Vorstellungsvermögens. Da die «Kleine Bahnverlegung» ohnehin nicht billig war, vermieden es die Väter und Förderer dieser Badener Idee, sich auf verkehrsfremde Lokalwünsche zu kaprizieren. Als dann noch das Hotel «Glas», das unterste und einzige Haus der Reihe, das nicht berührt worden wäre, wie auf Wunsch ausbrannte und niedergerissen werden mußte (1961), war der Weg für eine Lösung von der tabula rasa weg frei. Radikale wollten den Platz gar nicht mehr schließen, weil der Blick auf schöne und schöngelegene Häuser von weither offen war. Die Architekten sprachen dagegen von der notwendigen «Oase der Ruhe am Rande des lärmigen Durchgangsverkehrs» und zeigten mit dem Modell einer gefälligen Altstadtprothese, wie der verkleinerte Platz gegen außen abzuschirmen sei. Damit fanden sie den Beifall der Hüter unserer Altstadt. So verschwand das vertraute Cordulaplatzbild, ohne daß die Badener für die vom Kanton aus dem Denkmalschutz entlassenen Häuser auf die Barrikaden gestiegen wären. Das Badener Heimat- und Kunstgewissen, sonst sehr pflichtbewußt, schien trotz der vielgelobten Kompromißlösung etwas leiser zu treten und mied in jenen schönen Oktobertagen des Jahres 1962 die traurig leerstehenden Abbruchhäuser. Kaum erwähnte die Presse den Abbruchbeginn. Dokumentarische Außen- und Innenaufnahmen sowie baugeschichtliche Untersuchungen waren nicht vorgesehen. Dabei hätte man sie in mehr als einer Hinsicht brauchen können: zum Beispiel für die Materialsammlung des kommenden Badener Bandes der «Kunstdenkmäler des Kantons Aargau». Oder zum Unterbauen der auseinandergehenden Mutmaßungen über das Aussehen der ältesten Stadt. Mit Mühe nur konnte ein offizieller Fotograf herbeigelotst werden, damit er das Rokoko-Hausemblem «Zum Grünen Berg» von einer fahrbaren Leiter aus frontal festhalte. Einem Vorschlag zur Rettung wenigstens einiger erhaltenswerter Details wurde von hoher Seite aus freundlich zugestimmt; aber die Antwort traf erst ein, als von der ganzen Herrlichkeit gerade noch das Rokokotörlein des Hauses «Zum Grünen Ber» zweckentfremdet in die Luft ragte. Der Abbruchunternehmer hatte sehr billig verakkordiert und konnte nicht lange fackeln. Immerhin schaffte er während der Arbeiten einige Stücke zur Seite, wo sie aber meist Schaden nahmen. Unvergeßlich bleibt, wie er mit einer bauchigen Fenstersäule in seinen starken Armen durch den Schutt wegstapfte: die Kongenialität des Paares war nicht zu übersehen.

Für den Nachbarn seit Geburt, den eingefleischten Cordulaplätzler, hieß es in den Tagen des Abbruchs einfach handeln. Für ihn waren die Häuser nicht nur Abbruchobjekte. Tausend Erinnerungen hafteten an ihnen, tausendmal hatte ihn ihre bescheidene Schönheit hochgestimmt. Sie sollten ihr Requiem haben, das war Freundespflicht. Daß damals gerade der beste Nothelfer der Badener Altstadt ausfiel, bedeutete Pech. Die Herbstferien brachten Verputz-abpickeln, Schutträumen, Messen, Zeichnen und Fotografieren am frühen Morgen, in den Mittagspausen und nach Feierabend. Das Ergebnis schien den Aufwand kaum zu lohnen. Täglich wurden die Hausgefüge fragmentarischer, interessante Partien blieben unerreichbar, allzudicke und harte Verputzschichten trotzten einer eiligen Untersuchung. Treppen und Böden fehlten, der Aufstieg wurde zur Kletterpartie, Mauern drohten wegzukippen, Mörtelstaub machte die Kameralinse blind. Wie eine Fata Morgana erschien vor dem innern Auge die Fiktion einer behördlich gesicherten und unterstützten Arbeit in Ruhe!

Dennoch soll der Versuch unternommen werden, die bescheidenen Ergebnisse hier festzuhalten. Der diesjährige Teil sei den drei 1962 verschwundenen Bürgerhäusern der Westseite gewidmet; ein weiterer Teil will sich mit den beiden 1963 ganz oder teilweise abgebrochenen Bauten der nördlichen Platzfront befassen.



Baden
abgebrochene Häuser
am Cordulaplatz

Nach P. Haberbosch
Badener Njbl. 1957
S. 80/81

im folgenden so genannt:	Cordulaplatz Nr.: Besitzer im Zeit- punkt des Abbruchs:	Ältere Erwähnungen, nach P. Haberbosch Badener Njbl. 1947, S. 61:
Haus Poschung	3, Metzgerei Poschung	Zum Seckel 1550
Haus Grüner Berg	5, Poschung	zum Grünen Berg 1488 Bernerhaus bis 1665
Haus Müller	7, Velohandlung Müller	zum Roten Strahl um 1547 zum Strahl 1548 zum Pfeil 1686

Die drei Häuser wirkten, gemessen an ihrer Höhe, zierlich und schmal (Abb. 3 und 15), waren aber vor allem ungewöhnlich tief, und zwar wachsend vom ehemaligen Mellingertor weg schloßbergwärts. Es gibt nur wenige Privathäuser in der Altstadt, die eine ähnliche Tiefe wie das Haus Müller erreichen, und nur eines (Kronengasse 6 zwischen Straße und Limmat) ist noch schmaler als dieses. Dabei muß aber auch gesagt werden, daß die vor 1847 ans Haus Müller angrenzenden Liegenschaften «zum Tiergarten» und «zum Kleinen Löwen» nicht weniger schmal und sogar noch um einiges tiefer waren. Auf der Stadtmauer-Seite verlief die Front fast glatt, platzseitig dagegen mit drei Aussprünge: etwa gleich groß zwischen «Glas»/Haus Poschung und zwischen Haus zum Grünen Berg / Haus Müller, kleiner zwischen Haus Müller / Haus «zum Tiergarten» (Abb. 1 und 2). Doch hatte nur das Haus Müller in seinem Aussprung Richtung Mellingertor, Fenster, schießchartenschmale auf jeder Etage. Es ist schon angenommen worden, daß diesen Oeffnungen Wehrcharakter zugekommen sei. Man kann sich auch fragen, ob die ungleiche Tiefe der Häuser von allem Anfang an da war? Die äußersten Häuser an beiden Enden der ursprünglichen Siebnerreihe, das «Glas» und der «Winkel», hatten eine ziemlich übereinstimmende Tiefe, zugleich die geringste. War die Front dazwischen einst mehr oder weniger gradlinig verlaufen? Hatte die Obrigkeit bei der rapiden Zunahme der Stadtbevölkerung im 15./16. Jh. die Erlaubnis zum Hinausbauen in den Platz gegeben, wo die Raumverhältnisse es erlaubten? Dieser Frage galt es nachzugehen, wenn sich dazu die Möglichkeit bot.

Zunächst zurück zur Platzfront. Im Hause Poschung und im «Grünen Berg» verliefen die drei Obergeschosse höhengleich, im Haus Müller dem Geländeanstieg entsprechend um einen Viertelstock höher, während die Dachabschlüsse, die Lukarnen, Häuschenkamme, Dachneigungen und -höhen, die gegeneinander versetzten Firstlinien ein Eigenleben und eine lustige Vielfalt

boten, welche dem Unten nicht entsprach (Abb. 15). Doch ohne dies müssen sich die Häuser bis zur Barockisierung des Hauses zum Grünen Berg wie Brüder ähnlich gesehen haben: spätgotischer Tradition entsprechend im 1. Stock über solidem Kaffgesims eine Doppel-Dreiergruppe von Stubenfenstern, welche fast von Brandmauer zu Brandmauer reichten; bei Poschung massig wirkend durch den geraden Abschluß der Gewände, bei Müller leichter durch die gotische-elegante Stapelform (Abb. 6 und 7). Alle Gewände bestanden aus Würenloser oder Mägenwiler Muschelsandstein, einfach gekehlt mit zungenförmigem Abschluß. Am Haus Müller lief das Gesimse über die ganze Front, sogar übers Eck hinaus bis zur Mauer des Hauses zum Grünen Berg. Im zweiten Stock zeigte ein einzelnes überdimensioniertes Fenster das Schlafgemach des Hausherrn an. Dasjenige des Hauses Poschung wies einen massiven steinernen Kreuzstock auf, wie er von der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts bis in den Beginn des 17. Jhs. hinein auch in Baden Mode war. Je zwei Fenster im 3. Stock bezeugten durch ihre hölzernen Gewände, daß sie in dünneren Fachwerkwänden saßen: leichte Aufstockungen des 17. oder 18. Jahrhunderts, bewußt leicht gehalten, um die Mauern des Unterbaus nicht ungebührlich zu belasten. In Alt-Zürich sind solche Aufstockungen besonders augenfällig: oft sitzen drei, ja vier verschiedenartige Aufstockungen pittoresk übereinander, als Zeugnisse für eine neue Bevölkerungsvermehrung in den engen Mauern der Stadt nach dem Abebben der Pestseuchen. Ein großer Teil der Badener Altstadthäuser besitzt ein bis zwei Obergeschosse in Riegelbauweise. Einst ein Notbehelf und später schämig verputzt, würden diese Riegel heute der Altstadt einen großen zusätzlichen Reiz verleihen. Man sollte bei zukünftigen Renovationen mehr darauf achten. In der Halde ist man mit dem Freilegen am weitesten voran. Nicht zuletzt deshalb wirkt dieses Altstadtquartier heute so heimelig und malerisch. – Wiederum eine Frage: Bewiesen alte Dachlinien in den Estrichen die Aufstockung?

Der «Grüne Berg» zeigte in seiner ornamental durchgestalteten Fassade eine anmutige Symmetrie. Auf zwei Achsen waren die großen Fenster mit den einfachen Gewändeformen des 18. Jhs. angeordnet; aber unter dem Fensterpaar des 1. Stockes mit dem schmalen Erkerfenster dazwischen lief ein steinernes Kaffgesims durch und beidseitig über die Fenster hinaus: dieses konnte sehr wohl einer älteren Bauperiode angehören. Ein hölzerner Trapez-Erker mit Volutenornamenten zu beiden Seiten und unten wies mit der ebenfalls muschel- und rollenverzierten Spitze seines Schuppen-Schindeldächleins auf das festlich umrahmte grüne Medaillon mit Hausnamen und Jahrzahl 1759 (Abb. 12 und 14). Ältere Aufnahmen (z. B. in «Das Bürgerhaus der Schweiz, Bd. 13, Zürich 1924, S. 95) zeigen, wie die Blattornamentik des

Medaillons noch einen sehr flachen Pilaster trägt, der mit einem über dem 2. Stock durchlaufenden Gesimse verkröpft ist. Vom Gesims auf führt er, gegliedert in Basisstock, verjüngten Schaft und Kapitell, bis auf die Oberhöhe der Fenster im 3. Stock, um dort – wider Erwarten – nichts zu tragen. Zwei gleiche Pilasterzüge begrenzen das Haus zu beiden Seiten; nur führen sie vom Boden auf und sind im Erdgeschoß quadriert. Die drei Kapitellabschlüsse trugen wohl vor einer letzten Dacherhöhung den unmittelbar aufsitzenen Dachhimmel. Ein rundbogiges Eingangstörlein im Erdgeschoß ganz links ergänzte die Rokoko-Ausstattung: blattumranktes Medaillon im Scheitelstein und einfaches Relief der Basen. Die Türe hatte vor ihrer Ersetzung in den Vierzigerjahren zwei Flachrelief-Felder mit elegantem Rollenornament an den Ecken, hübschem Türbeschlag und übereck gestelltem Gitterfensterchen im halbrunden obern Feld. Der Rest des Parterres gehörte wie bei den Nachbarhäusern jüngeren Erneuerungen an. Eine Inschrift auf dem mittleren Pilaster trug eine von der Fotoreproduktion weg kaum lesbare Jahrzahl – am ehesten 1722. Es macht den Anschein, als sei das Haus nicht in einem Zuge barockisiert worden. Das durchlaufende obere Gesimse der älteren Abbildungen könnte vor der Aufstockung das Lager der Dachunterkante gewesen sein. Die letzte Ausstattung folgte wohl dem Beispiel des Prachtbaues «zum Paradies» (1756 erneuert). Beim «Grünen Berg» galt es nun im Innern zu untersuchen, ob 1759 ein Neubau oder bloß ein Umbau erfolgt war.

So ergaben sich bei der Betrachtung der platzseitigen Front schon einige baugeschichtliche Fragen. Weiter hätte man gerne gewußt: Warum hatten alle Häuser einen mit Deckel verschlossenen Abstieg vom Platz in den Gewölbekeller?

Die Rückseite gegen Zwingelhof und Stadtmauer (Abb. 5) gab kaum Probleme auf. Die Front verlief bis auf den kleinen Mauersprung zwischen Haus Poschung / «Glas» glatt; einzig zwischen dem «Grünen Berg» und Haus Poschung hatte eine beginnende Mauerverbiegung durch eine Stützmauer abgefangen werden müssen. Die ziemlich flachgeneigten Dächer sprangen bergwärts eins über das andere etwas vor. Die Mauern gingen massiv über drei Obergeschosse bis zum Estrich; es gab hier keine Riegelwände mit hölzernen Fenstergewänden – wahrscheinlich eine kriegsvorsorgliche Bauvorschrift. Jeder Stock zählte zwei Fenster, zum Teil doppelteilig, stark erneuert, mit schmucklosen Gewänden. Bei genauerer Betrachtung aber erwiesen sich zahlreiche Gewände als umgekehrte schwere Kehlgewände aus dem gleichen grünlichen Süßwassersandstein, wie er an den spätgotischen Säulen der katholischen Stadtpfarrkirche zu sehen war. Weil gleichartige Fragmente in der Stube des 1. Stockes im Haus Müller einen alten Wandkasten ausfüllten, der

sicher bis ins 19. Jahrhundert hinein benützt worden war, muß man annehmen, diese Gewände hätten aus den 1846 beim Bahnbau abgerissenen Häusern gestammt.

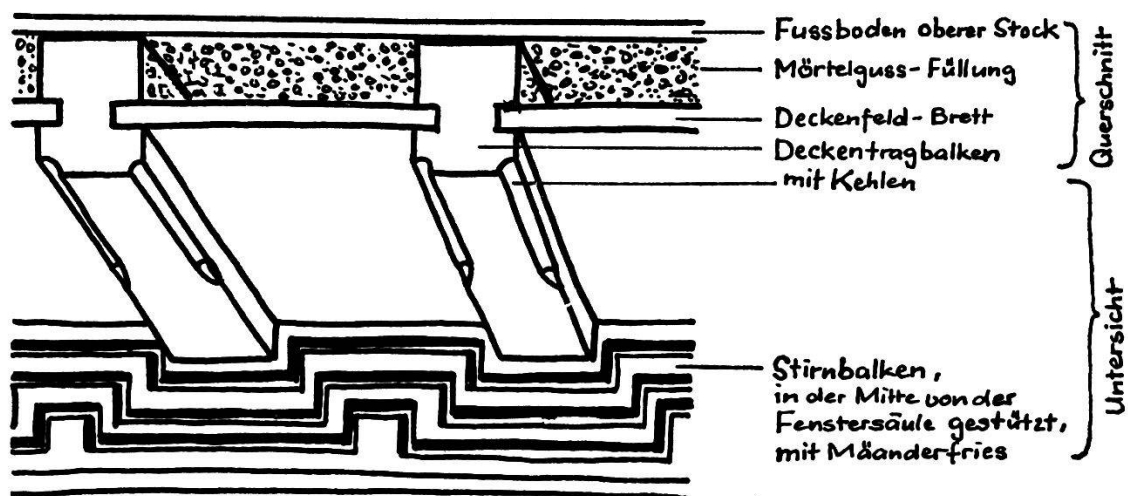
Die abgekantete Ecke des Hauses Müller, die parallel zur Bahnlinie mit einem einzigen Fenster pro Stockwerk risalitartig über den Dachtrauf bis ins untere Estrichgeschoß aufstieg und mit einem biedermeierklassizistischen Giebel-Rundfensterchen abschloß, war keine unmittelbare Folge des Bahnbaues. Noch die alten Fotos zwischen 1860 und 1870 (Badener Njbl. 1954, S. 32/33) zeigen die Ecke im alten Zustand und eine normale Giebellukarne im Estrich.

Nun in die Häuser hinein! Die Stuben der Häuser Poschung und Müller waren schöne Zeugnisse von Bürgerstolz, Hablichkeit und Komfortbedürfnis im 16. Jh. Als Vorbilder dienten die großen Säle in den Rat- und Gesellschaftshäusern mit ihren übergroßen Lichteinlässen, die meist dreifach, seltener zweifach oder gar vier- bis fünffach durch Fensterstöcke unterteilt sind. Oft wurden zwei bis drei solcher Großfenster miteinander gekoppelt. Die Tragkonstruktionen dazwischen, welche die gewaltige Mauerlast abzufangen hatten, gehören zu den Meisterwerken der damaligen Baukunst: außen war es ein massiger Fensterstock, innen eine Säule oder ein Pfeiler, immer als besonderes Zierstück des Raumes ausgebildet. Hinter dem hölzernen Fensterrahmen beachtete man die andere der beiden Stützen gar nicht. So erhielt man einen luftig-leichten Eindruck von der Trage im Innenraum. Die Basis der Fenstersäulen ruhte oft auf dem zur Sitzbank gemachten Boden der Fensterleibung, während das Kapitell einen Unterzugstein trug, der die Verbindung zwischen der innern und der äußern Stütze darstellte: außen bildete er den obersten Teil des massiven Fensterstockes (Abb. 9). Die entsprechenden Fugen verraten schon von außen das Vorhandensein von Fenstersäulen. Es gibt oder gab sie recht zahlreich in Badens Altstadt. Sie können sich in Privathäusern natürlich selten mit den kostbar verzierten Stücken der öffentlichen Säle wie z. B. im Badener Tagsatzungssaal oder im Rheinfelder Rathaus messen. Aber erst kürzlich kam im «Gesellenhaus» hinter dem «Paradies» wieder ein prächtig profiliertes, wappentragendes und bemaltes Fragment eines Unterzugsteines zum Vorschein.

Die Fenstersäule im Haus Poschung war eine einfache Trommel, welche oben und unten über eine Achteckzone in den quadratischen Querschnitt von Kapitell und Basis überleitete. Der Unterzugstein zeigte einfachste Formen (Abb. 11). Gegenüber dieser noch gotisch strengen Form war die bauchig angedeutete Fruchtform der Fenstersäule im Haus Müller ein elegantes Kind der aufkommenden Renaissance (Abb. 10). An Würfelbasis und -kapitell wa-

ren die Ecken zungenförmig gebrochen. Auflagerstein und Unterzugstein verjüngten sich mit flacher Kehle. Als einzigen Schmuck trug der Deckstein noch die Jahrzahl 1576. Die Säule, mit Spuren von Bemalung, war erst beim Abbruch wieder aus der Verkleidung herausgeholt worden, welche ihr einst ein hausbackener Zeitgeschmack umgehängt hatte. Beim Abbruch fiel der Jahrzahlstein nach außen und nahm Schaden.

Die Nischen der Fensteröffnungen im Haus Müller waren stichbogig gewölbt; 4 Reihen Tonplatten bildeten die Widerlager der Bögen. Die Decke bestand aus einfachen Feldern mit kunstlosen Deckleisten, sicher ein Ersatz des 18./19. Jhs. für eine anspruchsvollere Decke der Renaissancezeit. Hier bot das Haus Poschung mehr. Auf dem Unterzugstein der Fenstersäule lastete ein wuchtiger Balken, der auf der Schauseite als mehrfach gestufter und gekehlter Mäander ausgebildet war. In den Mäanderbuchten lagerten die Tragbalken der Stubendecke, die in einem entsprechenden Mäander an der hintern Stubenwand endeten. Wiederum haben wir es mit einer eleganten Konstruktion der Gotik-Nachgotik zu tun, welche die Schwere des Materials vollkommen verbirgt: Die Deckenuntersicht bietet nur wenig von den Balken, weil die Felderbretter in sie eingenuet sind. Beim Abbruch wurde die Konstruktion klar:



Deckenkonstruktion im Haus Poschung
Stube im 1. Stock

Dazu sind die Kanten der Balken-Untersicht gekehlt, was sie noch leichter erscheinen läßt; erst vor der Auflagerung laufen die Kehlen zungenförmig aus. Mörtelguß füllte über den Felderbrettern die Zwischenräume; darüber

konnten die Bretter des obern Fußbodens quer gelegt werden: eine platzsparende, schallschluckende und dichte Konstruktion.

Das Haus Poschung war im übrigen so stark erneuert, daß sich nur noch wenige Anhaltspunkte für das einstige Aussehen des Innern ergaben. Die weißgetünchten Wände der platzseitigen Schlafkammer im 2. Stock waren mit einer ocker-gelb-sienabraun-schwarzen Streifenmalerei eingefast. An der Wand gegen den «Grünen Berg» erkannte man verblichene großzügige Rankenmotive. Das Südwestzimmer des 2. Stockes bot unter einer Verkleidung mit Tonplatten eine unbedeutende graue Streifenmalerei.

Die Stube im 1. Stock des Hauses zum Grünen Berg erschien schmucklos. Der dünne schwärzliche Rohverputz aber ließ darauf schließen, daß sie in der Berner Zeit wohl völlig ausgetäfert gewesen war, wie die herrliche Renaissancestube im 2. Stock des «Paradies». Bei einer Renovation war von Jahren ein grob übermalter Renaissancepilaster aus Nußbaumholz mit Schuppenfries und Beschlägwerk zum Vorschein gekommen und samt dem Fragment eines zweiten gleichen Pilasters sichergestellt worden (Abb. 13). Die Stücke hatten in Zweitverwendung Teile einer Trennwand im Parterre gebildet. Man kann sie sich sehr wohl als Bestandteil eines köstlichen Täfers aus der Zeit vor 1665 vorstellen.

Auf dem Fußboden der platzseitigen Stube im 2. Stock des Hauses zum Grünen Berg lag beim Abbruch eines Tages eine ganze Wagenladung kurzgehacktes Schwarzdornestrüpp zusammen mit den Resten einer Decke. Dieses Gestrüpp war einst in den Zwischenraum zwischen der älteren und der jüngeren Decke gepackt worden, wahrscheinlich aus Vorsorge gegen Ratten. Die nun freiliegende alte Decke des etwa 6 mal 6 m messenden Raumes trug eine im Gegensatz zur rohen Machart der Decke erstaunlich kultivierte barocke Malerei, schätzungsweise aus der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert. Die Balken waren gelb-rot schräggestreift, die Felder in- und außerhalb der Medaillons gelb-rot marmoriert. Von diesem Grunde hoben sich 12 Medaillons mit einer leicht variierten Rosenmalerei ab: die damals beliebte Rechteckform der Medaillons mit zweiseitig angesetzten Halbkreisen als weißes Filet ausgezogen, weiß-rot die Rosen, grün-weiß die Blätter und Stengel, und alles mit feinen schwarzen Konturen und Schattierungen plastisch hervorgehoben. Ein ungemein festlicher Eindruck! (Skizze auf folgender Seite)

Die übrigen Räume boten kaum Erwähnenswertes. Alle Beobachtungen im «Grünen Berg» deuteten darauf hin, daß der 1962 abgebrochene Bau noch aus der Bernerhaus-Zeit stammte, aber bis 1759 mehrmals umgestaltet worden war.

Den interessantesten Einblick in die Baugeschichte vermittelte das Haus Mül-

Legende der nebenstehenden Abbildungen:

- 1 Blick vom First des abgebrochenen Hauses Cordulaplatz Nr. 11. Rechts die Westfront, Nr. 1–9. Am untern Ende die Brandruine des Gasthofes «Glas». (Winter 1961/62).
- 2 Seitenansicht vom untern Ende des Platzes. Profilstangen zeigen den heutigen Verlauf der Westfront (1962).
- 3 Blick vom «Bergli». Links Haus Poschung, Mitte Haus «Zum Grünen Berg», rechts Haus Müller.
- 4 Rechts anschließend an das Haus Müller, in der Lücke von 1846, die Schreinerei Neeser, um die Jahrhundertwende erbaut.
- 5 Die rückseitige Front gegen die ehemalige Stadtmauer hin. Haus Müller mit parallel zur Bahnlinie gebrochener Ecke. Auffallend die geringe Tiefe des Hauses Neeser im Vergleich zu den alten Häusern.
- 6 Haus Müller, Stapelfenster von 1576.
- 7 Haus Poschung. Hinter dem Mittelstock der spätgotischen Gruppenfenster die Fenstersäule Kreuzstock im 2. Obergeschoß.
- 8 Haus Müller. Stube im 1. Stock vor Beginn der Abbrucharbeiten. Links die eingemauerte Fenstersäule, rechts das kleine Südfenster.
- 9 Der Unterzugstein aus der Stube des Hauses Müller.
- 10 Haus Müller, Fenstersäule von 1576.
- 11 Haus Poschung, Fenstersäule. Über dem Unterzugstein Stirnbalken der Stubendecke mit Mäanderfries.
- 12 «Grüner Berg». Die Namenkartusche wenige Stunden vor der Zerstörung.
- 13 Renaissance-Pilaster aus dem «Grünen Berg». Nußbaumholz.
- 14 «Grüner Berg», Holzerker und Medaillon.
- 15 Frontansicht der abgebrochenen Häuser vom «Paradies» her.
- 16 Brandmauer des Hauses Müller gegen den «Grünen Berg» während dem Abbruch (29. 10. 1962). Über dem herwärtsblickenden Mann die Fugen der starken Riegelmauer.
- 17 Haus Müller, Bodendifferenz im Dachgeschoß mit darüberlaufender alter Dachlinie, durch abgesägte Dachlatten markiert. Rechts oben eine bloßliegende Latte.
- 18 Haus Müller, oberer Abschluß der durchs ganze Haus aufgehenden Riegelwand.
- 19 Die aufgebrochenen Kellergewölbe der Häuser Müller und «zum Grünen Berg». Der Keller des Hauses Poschung ist bereits fertig zugeschüttet. Die schmalen Häusergrundrisse fallen hier besonders auf.
- 20 Kellerwand zwischen «Grünem Berg» und Haus Müller. Gewölbeansatz und darüber Balkenlöcher. Im Vordergrund Mauerfuge.



I



2/3



4



5





6



7

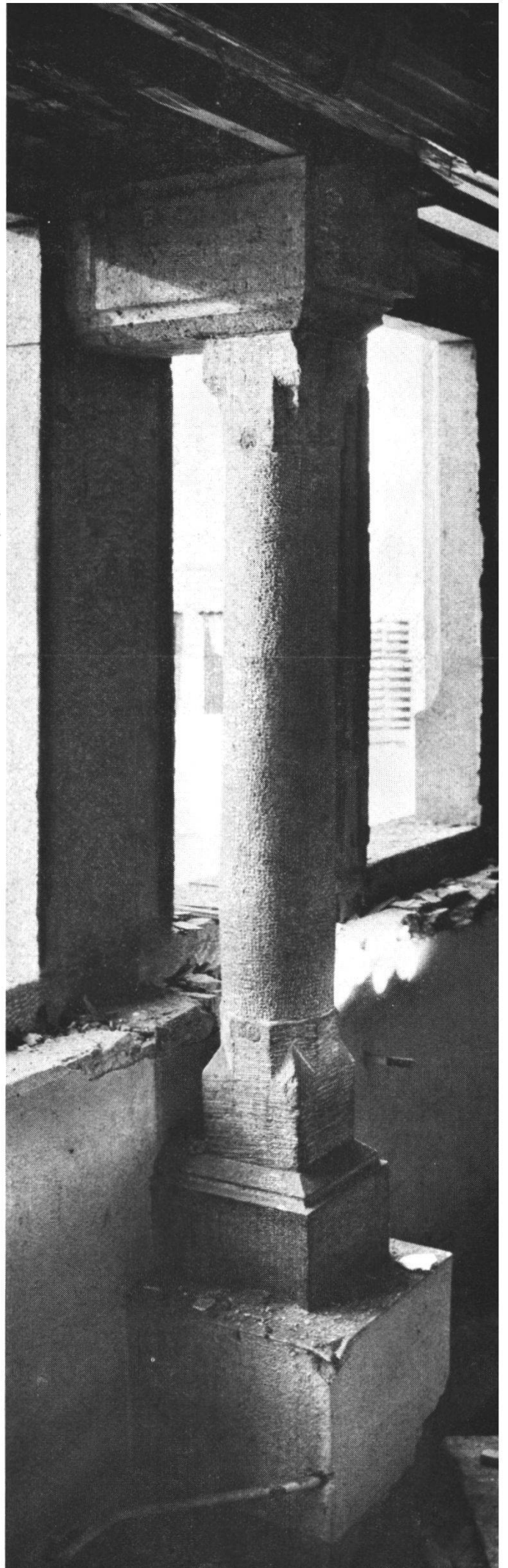


8

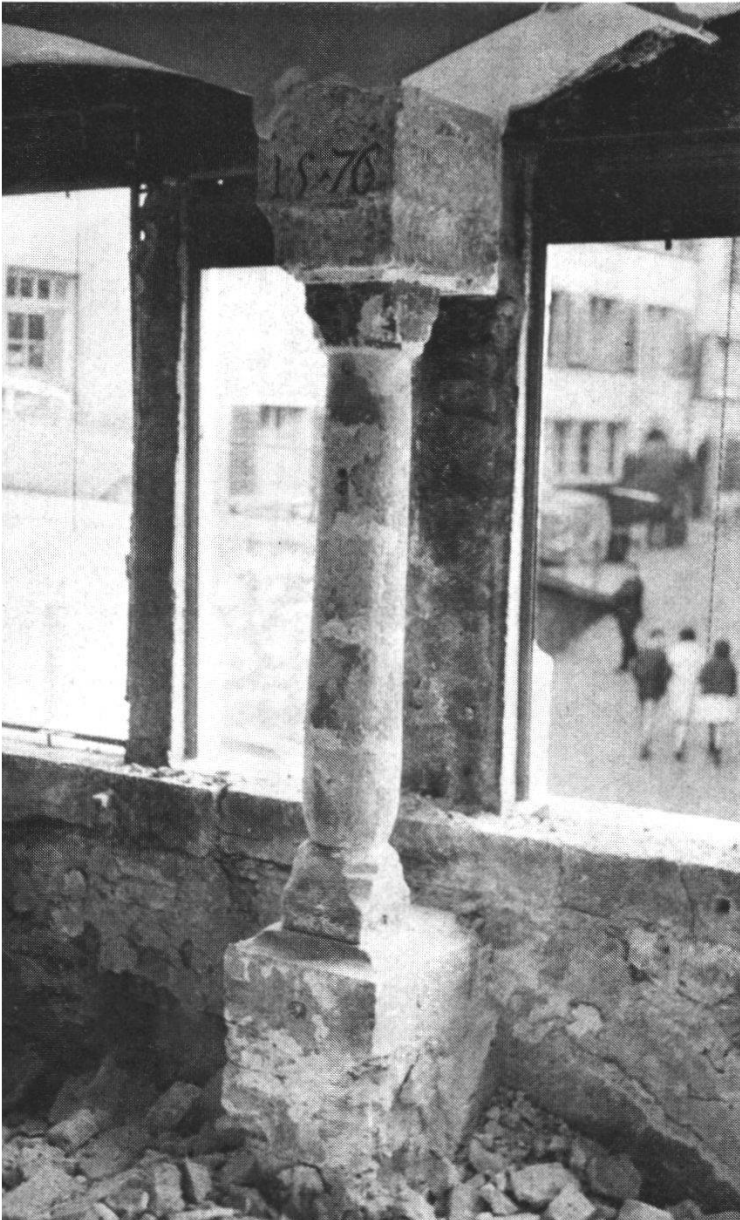


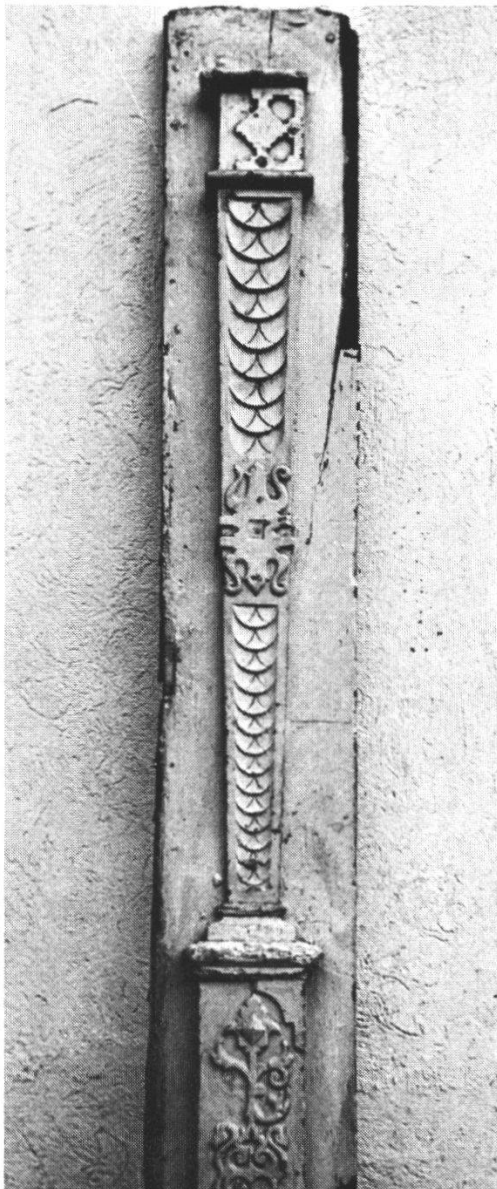
9

11



10







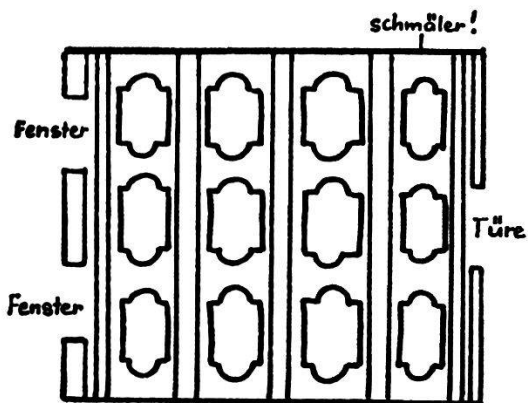




19



20



Haus zum Grünen Berg

Medaillons mit Rosenmalerei
an der Stubendecke 2. Stock.
um 1700 (?)



ler. Die Stube im 1. Stock enthüllte erst etwas von ihrem ursprünglichen Charakter, als die neuere Holztäfelung entfernt und die Fenstersäule freigelegt war. Die Fruchtform der Säule von 1576, wie sie besonders gern an den Renaissance-Brunnenstöcken jener Jahrzehnte vorkommt, zeigt neben der gotischen Tradition der Stapelfenster, wie ungeniert man sich damals der verschiedenen Stilrichtungen bediente.

Der Wandverputz dieser Stube war außerordentlich dick. Er bestand aus einer Reihe von Schichten: im untern Wandteil ein dünner Grundputz, angebrannt. Darüber eine sehr dicke, glatte, altersgraue Schicht mit spielerisch hingeworfenen Zirkel- und Dreieckornamenten, von den Gipsern in den frischen Bewurf gerissen. Sie mußte lange bloßgelegen haben, wahrscheinlich hinter Täfer. Darüber mehrere Tünchen, mindestens zwei davon bräunlich verräuchert. Dann wieder eine blendendweiße, bedeckt von einer dunkelgrauen, welche mit einem 80 cm hohen Bildfries in der obern Wandhälfte korrespondierte. Die dunkelgraue Zone scheint unter einem Täfer gelegen zu haben. Auf ihr wieder weiße Tünche, und schließlich der sehr dicke Verputz, welcher auch die Säule gedeckt hatte.

Die Frieszone zeigte über glattem Grundputz eine bräunlich-grobe Tünche, dann eine blendendweiße mit Resten von grau-roten schwungvollen Ornamenten, wohl bloß als Probierstück hingeworfen. Darüber glatte Tünche mit dem 80 cm hohen Fries; dieser setzte sich gegen die graugewordene Tünche der vermutlichen Täferzone mit einem speckigen Schmutzstreifen ab, einem Zeichen langen Gebrauchs. Die Friesmalerei gehörte mit Wahrscheinlichkeit

zum Fenstereinbau von 1576: sie erstreckte sich bis in die Fensterleibungen hinein, ohne daß dort ältere Schichten zu beobachten gewesen wären. Die Zeit reichte leider nicht, um größere Flächen freizulegen und einen Überblick zu gewinnen. Der Verputz ließ sich sehr schlecht abhacken; bei der Vielzahl der Schichten war es mühsam, die richtige Tünche freizubekommen. Immerhin wurde klar, daß der Fries auf beiden Seiten bis zur Rückwand der Stube reichte; er füllte auf der Südseite auch die Leibung des kleinen Fensters, während er auf der Nordseite eine große Rundbogennische nahe der Rückwand (Durchgang ins Nachbarhaus?) und ein Wandkästlein aussparte.

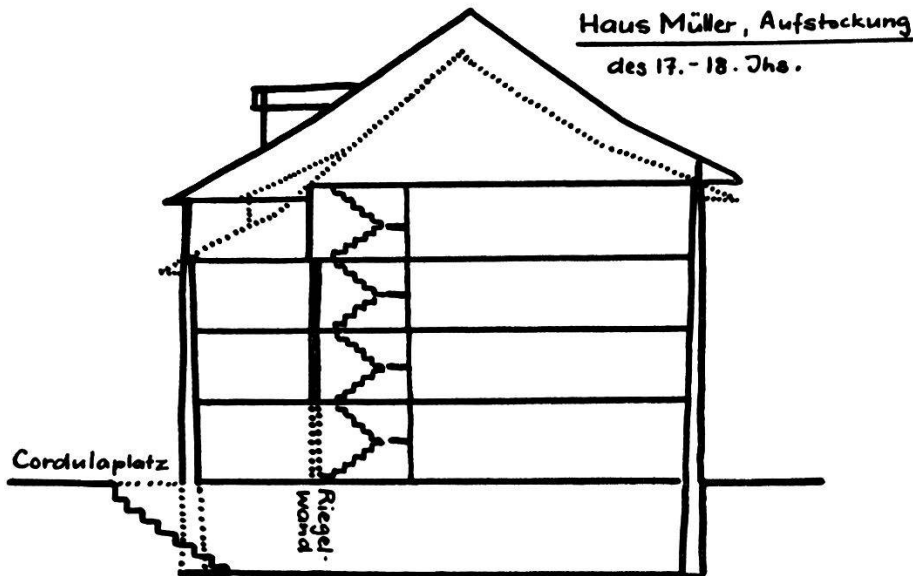
Die Malerei war die Arbeit eines begabten und phantasievollen Meisters, leicht, lustig, üppig und in vorwiegend leuchtenden Farbtönen gehalten: viel Grellgrün, Orangerot und Schwarz, weniger Gelb, Lila, Grau und Blau. Auf differenziert abgetönten Hintergründen waren etwa ein stolzierender Hahn, Vögel im Rebgezwig, Trauben, Baumfrüchte, Blumen und ornamentale Blattranken auszumachen, ein reicher ländlicher Dekor, wie er auch für eine Weinstube passen würde. Leider war der Erhaltungszustand schlecht. Altersspatina und Pickelschäden hatten der Malerei arg zugesetzt.

Über diesem Fries des 16. Jh. lag ein zweiter von nur 50 cm Höhe mit wenig interessanter geometrischer Malerei in Ocker und Grau und mit einem 5–7 cm breiten braunen Rand; er war noch schlechter erhalten.

Die zahlreichen Verputzschichten scheinen zu beweisen, daß die Stube älter als die Fenstergruppe von 1576 war. Die Rückwand des Raumes bestand aus einer soliden Riegelwand, welche durch das ganze Haus bis in den Estrich hochging; nur im 3. Stock war sie etwas dünner und ein wenig platzwärts versetzt. Im hintern Teil des Hauses lag das Treppenhaus, gefolgt von Küchen und Kammern, alles so solid verputzt, daß es rascher Untersuchung nicht zugänglich war. Die Räume hatten eine Höhe von etwa 2.80 m, bis auf die beiden platzseitigen Zimmer des 3. Stockes, welche kaum 2.20 m hoch waren. Der Niveau-Unterschied erschien im Estrich als oberster Teil der genannten Riegelwand (Abb. 18). Ein solider eichener Abschlußbalken lag dem zu 60 cm sichtbaren Mauerlein auf. Die Felder zwischen den ebenfalls eichenen Riegelbalken waren mit Bruch- und Ziegelsteinen ausgemörtelt und trugen noch Reste von Verputz.

Genau über die massive Abschlußfette hinweg verlief eine steile alte Dachlinie von einem Scheitelpunkt aus, der einen Meter tiefer und gegenüber dem rezenten First ein wenig weiter gegen den Platz hin lag. Sie war durch abgesägte Dachlatten in etwa 20 cm-Abständen und durch eine bessere Mauerqualität auf der Unterseite gekennzeichnet. (Abb. 17). Bei ihrer starken Neigung traf sie in der Verlängerung etwa 2 Meter hinter der Fassade auf die

Decke des 2. Stockes. Die Differenz mußte vor der Aufstockung durch eine Ausstützung der untersten Dachpartie erfolgt sein, wie sie häufig anzutreffen ist; an der Knickstelle saß wohl eine Lukarne, welche einem seltsam kleinen Dachraum Licht gab.



Die Auflagerung der alten Dachlatten bezeugt nicht nur die Aufstockung; sie zeugt auch davon, daß die Dachlinie des Hauses zum Grünen Berg einst tiefer verlaufen sein mußte. Die erste Aufstockung erfuhr wohl aber der Grüne Berg: Spuren eines Treppengiebels waren höher oben, aber noch unterhalb der jüngsten Dachschräge des Hauses Müller mehr zu erraten als genau auszumachen. Auf der Seite gegen die Stadtmauer verlief die alte Dachlinie etwas flacher und fast parallel zur späteren; die Sparren wurden später auf ein Kniemäuerchen gehoben.

Wenn man den eigenartigen Querschnitt des Hauses vor der Aufstockung betrachtet – hinten ein Stockwerk mehr als vorn – muß man den Gedanken erwägen, ob es nicht anfänglich anders gewesen sei. Den Schlüssel zur Lösung könnte die dreistöckige Riegelmauer geben, die fast zu solid war für die Funktion einer bloßen Trennwand zwischen Wohnräumen und Treppenhaus. Hatte sie vielleicht im 14. Jahrhundert, als die Obergeschosse der Stadthäuser noch vorwiegend Riegelbauten waren, die Funktion einer Außenmauer gehabt, um später in den Erweiterungsbau einbezogen zu werden, als zusätzliche Stütze angesichts der großen Haustiefe? Die Trennwände zwischen Treppenhaus und rückwärtigen Zimmern waren demgegenüber von leichterer Konstruktion, was man beim Abbruch, als allein noch die südliche Brandmauer stand, besonders deutlich sehen konnte (Abb. 16). Sehr gut würde dazu

passen, daß die Wand im 3. Stock etwas gegen den Platz hin auskragte. Auskragende Obergeschosse sind bei Riegelbauten sehr häufig, in einzelnen Gebieten sogar die Regel.

Wenn die Annahme stimmt, kann man wohl für die ursprüngliche Westfront des Cordulaplatzes eine ziemlich gerade Verbindungslinie zwischen dem «Glas» und der «Alten Kanzlei» annehmen; die Riegelwand des Hauses Müller lag auf ihr, ebenso eine deutliche Fuge in der Kellerwand des Hauses zum Grünen Berg (Abb. 20):

Zuletzt noch zu den Kellern (Abb. 19 und 20): Die große Überraschung war, daß die massiven Gewölbe, an deren betonhart gemörtelten schmalen Tonnen sich der Trax beim Abbruch fast die Zähne ausbiß, nicht den ursprünglichen Zustand darstellten. Besonders schön sah man dies im Keller des Hauses zum Grünen Berg. Über und unter dem Gewölbeansatz, der in einer wenig mehr als zwei Finger breiten Kerbe in der Mauer auflagerte, sah der Wandverputz genau gleich aus, und immer noch steckten die abgesägten Köpfe der Erdgeschoß-Tragbalken in ihren Löchern (später waren die Gewölbekappen mit Schutt ausgefüllt worden). Einst hatten wohl auch die Kellertreppen im Hause Platz gehabt. Warum nun die Tonnengewölbe, warum die breiten Tore und die in den Platz hineingreifenden Treppen? Vermutlich, weil mit der Erweiterung des Rebgebiets diese Keller zu Weinkellern wurden. Große Fässer waren hinein- und wieder herauszuschaffen; die Gewölbe sicherten eine gleichmäßig tiefe Temperatur, und die Gärgase stiegen nicht in die Häuser auf.

Wieviel schlüssiger hätte eine baugeschichtliche Untersuchung werden können, wenn sie mit archäologischer Sorgfalt durchgeführt worden wäre! Es soll aber hier nicht weiter über das Schicksal des alten Platzes gejammert werden. Ich bin zufrieden, wenn diese Arbeit vielleicht da und dort die Meinung bekräftigt, die Altstadt sei einiger Sorgfalt und Mühe wert.

Robert Kappeler